



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Gardthausen, V.: Die neuesten Ausgrabungen auf Cypern.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

sie gewährt ein recht anschauliches Bild französischer Sitte. Hier sehen wir die Pariser Arbeiter, welche sonst den Anspruch erheben, Frankreich zu beherrschen und sogar die ganze Welt zu verjüngen und umzuwandeln, als prahlende Trunkenbolde, der geschlechtlichen Ausschweifung ergeben, eine unwissende, leichtgläubige, wetterwendische Masse, die sich heute für den ewigen Frieden und morgen schon um der dreißig Kupferlinge willen für das Gegentheil verwenden läßt, indem sie erst gegen den Krieg, dann gegen den äußeren Feind und zuletzt gegen ihre eigenen Landsleute, bald für, bald gegen ihr Vaterland auftritt.“

Die neuesten Ausgrabungen auf Cypern.*)

Wie das leichte Boot jede Bewegung des voraneilenden Schiffes mitmacht, in dessen Kielwasser es schwimmt, so sind die Geschicke Cyperns von jeher an die der leitenden Seemächte gekettet gewesen: wer die Herrschaft über das Mittelmeer errungen, dem fiel der Besitz dieser schönen Insel gleichsam von selbst zu. Zu den Zeiten, als noch der venezianische Doge alljährlich auf dem Bucentoro in prächtigem Zuge hinausfuhr, um durch den Ring, den er in die Fluthen versenkte, seine Republik dem Meere zu vermählen, gehorchte Cypern dem Löwen von S. Marco. Als später die Küsten des Mittelmeeres vor den Flotten der Ungläubigen zitterten, ward die Insel türkisch. Jetzt hat England Cypern besetzt zum Zeichen, daß es seine Meeresherrschaft auch über das Mittelmeer auszudehnen Willens ist, um, gestützt auf Gibraltar, Malta, Suez und Cypern, auch den neuen Seeweg nach Indien zu beherrschen. Die Besitzergreifung rief deshalb fast bei allen Mittelmeervölkern, besonders aber bei den Italienern, eine tiefgehende Entrüstung hervor, weil allzudeutlich an den Tag kam, daß sie nicht mehr Herren sind im eigenen Hause.

Schon im Alterthume war das Schicksal der Insel ein ähnliches wie heutzutage. Cypern war ein Zankapfel zwischen den großen Monarchien Asiens, Phöniciern und Aegypten. Die Aegypter sind zwar niemals ein eigentliches Seevolk gewesen; aber da das Meer die Völker nicht trennt, sondern vielmehr verbindet, und da ein thatkräftiger Nebenbuhler noch fehlte, so reichten die

Cypern, seine alten Städte, Gräber und Tempel. Bericht über 10 jährige Forschungen und Ausgrabungen auf der Insel von Louis Palma di Cesnola. Autorisirte deutsche Uebersetzung von L. Stern mit einleitendem Vorwort von G. Ebers. Mit mehr als 500 in den Text und auf 96 Tafeln gedruckten Holzschnitt-Illustrationen, 12 lithographirten Schrifttafeln und 2 Karten. Sena, Costenoble, 1879.

Riiflotten hin für die kurze Ueberfahrt und die Eroberung der Inſel. Als ſich dann in Aſien Monarchien bildeten, von denen eine der anderen folgte, zahlte Cypren ſeinen Tribut an den Hof des Großkönigs, obwohl die Meder wie die Perſer immer weſentlich eine Landmacht geblieben ſind. Die Herrſchaft des Meeres gehört ſelbſt in jenen Zeiten den Phöniciern, wo ſie oft durch die unglückliche Lage ihres Heimatlandes, das bald den Aegyptern, bald den Aſiaten gehorchte, gezwungen waren, dieſe Herrſchaft unter fremder Flagge auszuüben. Die Nachfolger der Phönicier in der Thalaffokratie waren die Hellenen, die allerdings ſchon viel früher auf Cypren anſäßig waren.

Es war vorauszuſetzen, daß alle dieſe Kulturvölker Spuren ihrer Herrſchaft auf der Inſel zurückgelaffen haben. Was aber die frühere Zeit nur vermuthen durfte, das kann die unſere jetzt mit Händen greifen, ſeitdem ſyſtematiſche Nachgrabungen uns mit einer Fülle neuen Materials verſehen und uns gezeigt haben, daß Cypren in der That ein Mikrokosmos der alten Welt genannt werden kann. In früheren Zeiten, als die reale Seite des Alterthums nur wenig Intereſſe fand, hat man Ausgrabungen in größerem Maßſtabe überhaupt nicht verſucht. Seit aber ſchon in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts die Ausgrabung von Pompeji gezeigt hat, wie viel von dieſer Seite noch zu erwarten ſteht, hat man einſehen gelernt, daß unſere Kenntniß des Alterthums dadurch nicht nur auf eine viel breitere, ſondern auch auf eine viel ſolidere Baſis geſtellt wird, und in unſerem Jahrhundert der Ausgrabungen ſind bereits die meiſten berühmten Orte der verſchiedenſten Völker und Zeiten durchforſcht, meiſt mit gutem, oft mit einem über alle Erwartung reichen Erfolge. Wir ſehen dabei gänzlich ab von den koloffalen Funden in Niniveh, in Aegypten, kurz auf barbariſchem Boden, und beſchränken uns bloß auf die Wohnſtätten der beiden klaſſiſchen Völker. Die Ausgrabungen von Troja, Halicarnaß und Ephesus haben ein ganz neues Licht verbreitet über das reiche Leben an den kleinasiatiſchen Küſten; Mykenae und Olympia haben für die heroische und die eigentlich klaſſiſche Zeit Griechenlands eine fundamentale Bedeutung erhalten; die Funde in Delphi und in Dodona laſſen uns einen Blick thun in das bunte, vielgeſtaltige Leben der griechiſchen Orakel; in Etrurien, Latium und Unteritalien haben tauſende von Gräbern der verſchiedenſten Epochen ihre Kunſtgegenſtände zurückgeben müſſen, durch welche ganze Diſciplinen der Alterthumswiſſenſchaft, wie die Vaſenkunde, erſt möglich wurden. Sa ſelbſt am cimmeriſchen Boſporus haben die ruſſiſchen Nachgrabungen höchſt intereſſante Reſte zu Tage gefördert, die für uns in Bezug auf das Leben der Hellenen unter den Barbaren, bez. für die Wechſelwirkung beider, von der größten Bedeutung geworden ſind. Ueber die ſchönen Erfolge endlich der neuſten

deutschen Expedition nach Pergamum dürfen wir schon in der nächsten Zeit ausführlichen Berichten entgegensetzen.

Alle diese Orte hatte man nicht ausgewählt, weil man hoffen durfte, hier eine Reihe schöner Statuen zu finden — denn in diesem Falle hätte der Erfolg sehr bald von weiteren Versuchen abschrecken müssen —, sondern man hatte sich diejenigen Lokalitäten ausgesucht, wo man hoffen durfte, dem Niederschlag des Lebens und der Zustände der verschiedenen Völker zu begegnen. Kaum auf irgend einem Boden der klassischen Welt berühren sich aber so viele verschiedene Völker wie gerade auf Cypern; hier wirren sich die Fäden zu einem Knoten zusammen, der auf den ersten Blick unlösbar zu sein scheint. Mit der Schwierigkeit der Aufgabe steigt aber auch der Reiz der Lösung. Man muß es daher entschieden als einen glücklichen Griff bezeichnen, daß Cesnola gerade auf Cypern Ausgrabungen anstellte, die er zehn Jahre hindurch mit großer Ausdauer und mit großem Erfolge fortgesetzt hat, unterstützt durch eine Reihe von günstigen Umständen. Als amerikanischer Generalkonsul nach Cypern geschickt, konnte er nicht nur die Energie und den praktischen Sinn des Privatmanns, sondern auch die volle Autorität seiner amtlichen Stellung einsetzen, und dieser verdankt er in letzter Instanz seine Erfolge. Bei seinem Auftreten gegen die Eingebornen und die türkischen Behörden verband er das Selbstbewußtsein des auf seine überlegene Kultur stolzen Europäers mit der ganzen Rücksichtslosigkeit des Amerikaners, der selbst vor offenbaren Uebergriffen nicht zurückschreckte und nun dies Alles wie etwas Selbstverständliches den Lesern erzählt. Cesnola liebt es, seine Ausgrabungsberichte durch Mittheilungen über seine kleinen persönlichen Erlebnisse zu beleben, die er sehr hübsch und anschaulich zu erzählen weiß, so daß wir uns nicht nur im allgemeinen ein Bild von Land und Leuten machen, sondern auch über mancherlei uns selbst ein Urtheil bilden können, das, wenn wir einen europäischen Maßstab anlegen, nicht immer so günstig ausfallen kann wie das des amerikanischen Generalkonsuls. So erzählt Cesnola z. B. (I, S. 205), wie seine Leute auf privatem Grund und Boden, ohne den Eigenthümer zu fragen, ein Zelt aufschlugen; als dieser sein Hausrecht wahren will, entspinnt sich ein Kampf, in dem sogar der Friede des Harems gestört wird. Trotz alledem stellt Cesnola sich bei seiner Ankunft sofort auf Seite seiner Leute und zwingt den Gouverneur, den Besitzer mit seinen Frauen ins Gefängniß zu werfen, aus dem er erst befreit wird, nachdem er seinerseits für den ganzen Auftritt um Entschuldigung gebeten. Und das alles erzählt Cesnola mit einer behaglichen Breite, als ob es gar nicht anders hätte sein können. In anderen Fällen war allerdings ein energisches Auftreten und manchmal auch diplomatische Schlaueit nothwendig,

um die Ausgrabungen weiterführen und schließlich die gefundenen Schätze einschiffen zu können.

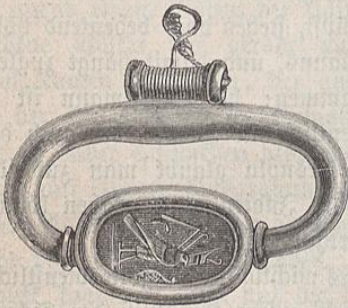
Cesnola erinnert in mancher Beziehung an Schliemann. Beide sind Dilettanten, die der Wissenschaft einen großen Dienst erwiesen haben durch ihre Anstrengungen, welche über das Maß des Privatmanns weit hinausgehen; beide geben das Gefundene als Rohmaterial in einer Art von Tagebuch, da sie nicht im Stande sind, den Stoff systematisch zu bearbeiten. Aber die Betrachtungen, die Cesnola an seine Funde anknüpft, stehen doch bedeutend höher als die unmethodischen Phantastereien Schliemanns, und damit hängt zugleich ein weiterer Unterschied zwischen beiden zusammen: bei Schliemann ist es allenthalben der selbstlose Enthusiasmus, namentlich für Homer, der auch dem Leser eine wohlthuende Wärme mittheilt; bei Cesnola glaubt man zuweilen, daß er mit demselben Eifer auch in Mexiko oder Indien hätte graben können, wenn die Vereinigten Staaten ihn zufällig dorthin geschickt hätten.

Die cyprischen Funde Cesnolas sind besonders wichtig für die gottesdienstlichen und privaten Alterthümer der Insel; doch auch unsere Kenntniß der Schriftdenkmale erhielt durch seine Ausgrabungen eine sehr erwünschte Bereicherung. Schon früher sind auf Cypern eine Reihe von Inschriften in ganz fremdartigen Charakteren gefunden worden, denen man noch in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts völlig rathlos gegenüber stand, und die man deshalb mit irgend welchen Ureinwohnern der Insel in Verbindung zu setzen geneigt war. Die Lösung des Räthfels, die außer Anderen im wesentlichen dem hochverdienten Brandis verdankt wird, war einfacher, als man gedacht hatte: es stellte sich heraus, daß diese wunderbaren Inschriften*) in einem griechischen Dialekt abgefaßt waren und nur die Schriftzüge auf Abwege geleitet hatten. Die Schrift, welche aus der assyrischen Keilschrift abgeleitet zu sein scheint, ist nämlich noch nicht einmal bis zur reinen Buchstabenschrift durchgedrungen, so daß überhaupt nicht von einem cyprischen Alphabet, sondern nur von einem Syllabar die Rede sein kann. Um zu zeigen, wie wenig diese unbeholfene Schrift für die feinen Laute der griechischen Sprache paßt, wählen wir die Inschrift von ein paar goldenen über zwei Pfund schweren Armhängern des Königs Geander (S. 265).

κ	Ϸ	ϫ	ϸ	Ϸ	Ϸ	Ϸ	Ϸ	Ϸ	Ϸ	Ϸ	Ϸ	Ϸ
e	-	t	e	-	v	a	-	d	e	-	r	o
b. h.		Etea(n)drou										
				to		pa	-	po		ba	-	si
				tou		Paphou				basileos.		

*) Außer den cyprischen wurden auch griechische Inschriften zu Tage gefördert, die freilich von dem deutschen Herausgeber in sehr unpassenden stilwidrigen Typen abgedruckt worden sind, indem inschriftliche und handschriftliche, vor- und nachchristliche Formen mit einander vertauscht wurden; die phöniciſchen Inschriften sollen dagegen von Cesnola selbst in höchst ungenügender Weise publizirt sein.

Wichtiger sind aber die gefundenen Kunstgegenstände. Zunächst sind es Reste von Tempeln und Statuen von Heroen und Menschen, die Cesnola gefunden; daneben massenhafte Gräber. Da aber das Grab bei den verschiedensten Völkern als das Haus des Todten aufgefaßt und ausgeschmückt wird, so fand Cesnola, außer Urnen und Sarkophagen, zur Bezeichnung des nothwendigsten Hausrats auch Vasen der mannigfaltigsten Formen, Lampen, Schalen, Statuetten



Cypriſcher Goldſchmuck und geſchnittene Steine.

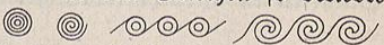


und Idole, ferner Waffen, die die Verſtorbenen gebraucht hatten, Metallſcheiben mit figürlichen Darſtellungen z. B. der Belagerung einer Feſtung, ferner Bronzegeſchäfte, Reliefs zc. Endlich hatte Cesnola das Glück, im Süden der Inſel den „Schatz von Curium“ zu finden: die goldenen Armbänder des Königs Steander, goldene Schalen, Siegelringe mit drehbaren Steinen, Gemmen, Halsbänder, Ohrringe von vorzüglicher Arbeit und Erhaltung, ſo daß keine unſerer Damen ſich zu ſchämen brauchte, dieſen Schmuck wieder anzulegen.

Alle diese Funde zeigen die verschiedensten Stile; denn alle diejenigen Völker, welche seit ältester Zeit um den Besitz Cyperns gerungen, und welche ihn zeitweise errungen haben, sind hier vertreten. Wir finden die scharf ausgeprägten Stile der Aegypter und der Assyrer; auch rein griechische Arbeit fehlt nicht, namentlich aus der jüngeren Zeit. Doch haben gerade diese cyprischen Funde für uns ein geringeres Interesse, weil wir die nationalen Stilarten in ihrem heimatlichen Boden besser und mannigfaltiger sich entwickeln



Cyprische Vasen mit geometrischen Ornamenten.

sehen als auf Cypern. Von viel größerer Wichtigkeit sind Proben eines vierten Stiles, auf den man überhaupt erst in den letzten Jahrzehnten aufmerksam geworden ist, seit man den sogenannten prähistorischen Resten an den Küsten des Mittelmeeres Beachtung zu schenken angefangen hat. Namentlich sind es einige Vasen der ältesten Zeit, welche geometrische Ornamente zeigen, d. h. solche, deren Elemente aus mathematischen Figuren bestehen; sie zeigen besonders gerade Linien, die sich unter rechtem oder schiefem Winkel

schneiden, Zickzacklinien, Kreuze, Schachbrett- oder Rautenmuster und parallele Streifen, welche die Rundung des Gefäßes entweder in horizontaler oder in vertikaler Weise gliedern. Zur Füllung dienen häufig Gruppen concentrischer Kreise, die sich später zu Spiralen vereinigen. Ursprünglich hatten die einzelnen Gruppen oder Spiralen keine Verbindung unter einander; später werden sie durch Tangenten mit einander verbunden; und wenn die Tangente unvermerkt in die Spirale übergeht, so entsteht dadurch der bei den Griechen so beliebte gewundene und später der eckige Mäander:  Nur aus diesen einfachsten Elementen setzt sich jener Stil zusammen; Thiere oder gar menschliche Gestalten kommen erst in späterer Zeit hinzu. Diese geometrischen Ornamente führen an die Anfänge der Kunst; sie sind die ersten Versuche eines Volkes, Flächen zu gliedern und zu verzieren, und es ist begreiflich, daß diese ersten Versuche noch ziemlich unbeholfen ausgefallen sind. Das Grundprincip dieser Flächenmuster ist einfach der horror vacui; wo die Ornamente oder Figuren irgend einen freien Platz lassen, wird er ausgefüllt durch Reihen von dicken Punkten, Sterne, Rosetten, Kreuze. Namentlich das Hakenkreuz  oder auch  wird besonders häufig ornamental verwendet, ohne daß man irgend einen tiefen Sinn darin suchen dürfte, wie es z. B. Schliemann gethan hat, der es Svastica nennt und als Symbol des heiligen Feuers der Inder auffassen möchte.

Die äußere Form der so decorirten Gefäße ist oft noch fremdartiger als ihre Ornamentik. Häufig werden Menschen oder Thiergestalten nachgebildet und einfach mit einem Henkel zum Anfassen versehen, so z. B. Fische, Rinder, Hühner, Enten u. s. w. Es sind das dieselben Formen, welche wir bereits durch Schliemanns Vasen aus Mykenae und Troja kennen gelernt haben. Wir brauchen uns also nicht zu wundern, auch eine Gule in dieser reichhaltigen Menagerie zu finden, brauchen aber noch weniger mit Schliemann diese Monstra mit der Glaukopis Athene in Verbindung zu bringen. In manchen Fällen muß man den Gedanken an eine Gule aber überhaupt von der Hand weisen; die Art, wie Brust und Nabel gebildet sind, zeigt deutlich, daß vielmehr eine menschliche Gestalt nachzubilden die Absicht war. — Die Metalltechnik dieses Stiles ist sehr einfach. Entweder werden die Ornamente einfach eingeritzt oder gravirt, oder sie werden von unten herausgepocht, namentlich bei dem dünnen Goldblech, das in so reichlichem Maße angewendet wurde, um der Bestattung ein prächtiges Aeußere zu verleihen, mit dem man Alles, manchmal sogar das Gesicht des Todten zu überziehen pflegte.

Wie bereits angedeutet, finden sich die Proben dieses uralten Stiles nicht nur auf Cypern, sondern auch anderwärts: im Innern Asiens, in Troja und Mykenae; auch auf Santorin, Rhodos, Melos und anderen Inseln des Archipels

hat man ganz ähnliche Vasen in den ältesten Gräbern gefunden. In Athen haben neuere Nachgrabungen Prachtstücke (wenn das Wort erlaubt ist) dieses geometrischen Stiles zu Tage gefördert, die bereits einen bedeutenden Fortschritt der Technik zeigen. Der Töpfer hatte schon Vasen herzustellen gelernt, denen nicht viel an Manneshöhe fehlt; die Fortschritte des Malers freilich lassen sich mehr in Bezug auf das Wollen als das Können nachweisen. Die Grundlage der Ornamentik ist noch genau ebenso wie die oben geschilderte, aber hier wechseln bereits Streifen von Ornamenten mit figürlichen Darstellungen, die allerdings in scheußlicher Zeichnung mehr angedeutet als ausgeführt sind. Auf einer athenischen Vase z. B., die Professor Hirschfeld publizirt hat, sehen wir in der Mitte auf hohem Paradebette den Verstorbenen, beklagt von seiner Familie. Davor hält der vierrädrige, mit zwei Pferden bespannte Leichwagen. Auf der linken Seite hat sich der Chor der Klageweiber versammelt, rechts der Chor der Männer, die kleine Speere in den Händen tragen. Auf einem tieferen Streifen sieht man die Wagenlenker mit ihren Streitwagen, zur Andeutung der Leichenspiele, die zu Ehren des Verstorbenen gehalten wurden. Auf einer anderen in Athen gefundenen Vase ist eine Seeschlacht dargestellt: die Schiffe mit ihren zwei Steuerrudern und dem sogenannten lateinischen Segel zeigen eine merkwürdige Uebereinstimmung mit einer Darstellung auf Cesnolas Vasen, gerade so, wie auch die Streitwagen und die eigenthümlich angeführten und aufgeputzten Pferde an beiden Orten vollständig übereinstimmen. Auch an andern Orten Griechenlands, in Argos, Mykenae und Spata hat man deutliche Spuren dieses primitiven Stiles gefunden. Selbst in Ober- und Mittelitalien haben die Ausgrabungen, besonders in den ältesten etruskischen Nekropolen, z. B. Tarquinii (Corneto), Caere etc., eine Menge von Bronze- und Thongefäßen ans Licht gefördert, die unverkennbar demselben Stile angehören. In die Elemente dieser Ornamentik finden sich in noch viel weiteren Kreisen. Wer zum ersten Male in Kopenhagen das schöne Museum für nordische Alterthümer betritt, wird überrascht, auch hier denselben Geschmack, dieselben geometrischen Ornamente wieder zu finden, so daß man sich des Gedankens nicht erwehren kann, daß zwischen den Völkern des Nordens und denen des Mittelmeeres in künstlerischer Beziehung irgend ein Zusammenhang existirt haben müsse. Denn wenn man auch zugeben wollte, daß dieses oder jenes primitive Dekorationsmotiv einmal im Süden und einmal im Norden selbständig erfunden sein könnte, so bleibt doch so Vieles und so Eigenartiges übrig, daß diese Erklärung nicht ausreicht.

Diesen Zusammenhang kann man sich in verschiedener Art vorstellen: entweder durch Annahme einer gemeinsamen Quelle oder direkter einseitiger Entlehnung; beide Erklärungsversuche haben ihre Vertreter gefunden. Das einzige

gemeinsame Band, das die verschiedenen Völker des Mittelmeeres mit denen des hohen Nordens verbindet, war, wie es schien, daß beide indogermanischen Stammes sind; es lag also der Schluß nahe, daß die Indogermanen bereits aus ihrer asiatischen Heimat einen Schatz von Formen und Ornamenten mitgebracht hatten, die bei verschiedenen Völkern nach der Trennung eine besondere Ausbildung erhielten. Man suchte demnach zunächst einen gemeinsamen Namen für die auf griechisch-römischen Boden gefundenen Kunstgegenstände und nannte dieselben pelasgisch. Der Name war nicht gut gewählt. Pelasgisch ist ein Wort, das man ohne große Noth überhaupt nicht in den Mund nehmen sollte, denn es gibt wenig Worte, die wegen ihrer Unklarheit so viel Unheil in alter und neuer Zeit angerichtet haben. Jedenfalls aber sollte man sich hüten, dieses vieldeutige und viel mißbrauchte Wort auf einen neuen Gegenstand anzuwenden, ehe man mit Sicherheit sagen kann, was eigentlich das Wort bei den Alten bedeuten soll. Dazu kommt aber, daß wir nicht das mindeste Recht haben, an allen jenen weit entlegenen Fundorten gerade Pelasger voranzusetzen, und daß wir noch weniger berechtigt sind, voranzusetzen, daß die Indogermanen auf ihrer Wanderung bereits einen nationalen Kunststil besaßen. Was die neueren Untersuchungen der Linguisten und Historiker über die älteste und dunkelste Periode der arischen Völker ermittelt haben, spricht vielmehr dafür, daß wir uns den Kulturzustand unserer Vorfahren in dieser Epoche viel zu weit fortgeschritten vorgestellt haben. Victor Hehn hat zuerst den Gedanken ausgesprochen, den Helbig kürzlich näher ausführte, daß die Pfahlbauer, deren Reste wir an verschiedenen Punkten Mitteleuropas, besonders aber in der Po-Ebene finden, Indogermanen gewesen seien, die also hiernach selbst am Ende ihrer Wanderung noch nicht den entsprechenden Grad der Kultur erreicht hatten. Wenn auch diese Hypothese allerdings noch nicht erwiesen ist, so muß man doch einräumen, daß sie durch Helbigs Ausführungen einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit erhalten hat. Soviel steht fest, daß jene Völker bei ihrer Einwanderung in Italien den Gebrauch der Drehscheibe nicht kannten, welche nicht nur für die Technik aller jener Vasen vorausgesetzt wird, sondern auch als Grundlage einer Ornamentik angesehen werden muß, in der die concentrischen Kreise eine ebenso große Rolle spielen wie die parallelen, in sich zurücklaufenden Streifen, welche den Bauch der Vasen gliedern. Helbig hat nachdrücklich hervorgehoben, daß die Pfahlbauer der ältesten Periode ihre Gefäße aus freier Hand geformt haben; nur die jüngeren Funde zeigen Anklänge an jene oben geschilderten geometrischen Ornamente.

Es bleibt also nur die andere Annahme, daß jener Stil an einem Orte erfunden und durch den Einfluß bez. die Handelsverbindungen eines Volkes sich nach allen Seiten verbreitet habe. Dieses Volk, das mit Vorliebe Schiffe,

Seevögel und Fische malte, muß an der See gewohnt und, da wir seine Spuren auf Cypern, Italien und vielen Inseln des Archipels zc. wiederfinden, einen ausgebreiteten Seehandel getrieben haben, der nach den Verhältnissen der ältesten Zeit wiederum nicht möglich ist ohne eine wirkliche Seeherrschaft. Alle diese Umstände treffen zusammen bei den Phöniciern, die für die Hellenen gefährliche Concurrenten auf Cypern waren, deren Spuren man daher von vornherein auf dieser Insel zu finden erwarten mußte. Schon früher hatten Brunn und Helbig die Ansicht verfochten, daß die geometrischen Ornamente phöniciſch seien; durch die Ausgrabungen auf Cypern hat diese Hypothese eine wichtige Bestätigung gefunden. Cesnola hat zwei Vasen gefunden (Taf. 5, 2 u. 43, 2), die geometrische Ornamente und phöniciſche Inschriften verbinden; die eine von beiden ist aus Thon und die Inschrift nicht etwa von einem späteren Besitzer eingeritzt, sondern — was besonders wichtig ist — vom Töpfer vor dem Brennen eingedrückt worden; dagegen hat sich bis jetzt noch keine griechische Inschrift auf diesen Vasen ältesten Stiles entdecken lassen. — Die Griechen der späteren Zeit erinnerten sich noch deutlich einer Periode, die vor ihrer eigenen Entwicklung lag, in der die Phönicier nicht das herrschende, sondern das einzige Seevolk des Mittelmeeres waren, bis die Hellenen und Etrusker sich soweit entwickelt hatten, daß sie ihnen sowohl den Westen als auch den Osten streitig machen konnten. Bis dahin bedeckten phöniciſche Schiffe das Mittelmeer, ihre Faktoreien die Küsten und Inseln; denn wo sich ihnen Platz bot, günstig zum Landen oder für die Fischerei und den Fang der Purpurschnecke, da siedelten sich die Phönicier dauernd an. Kurz, es gab eine Zeit, in der man mit einem gewissen Rechte das Mittelmeer einen phöniciſchen Binnensee nennen konnte, und selbst im Inneren des Landes hatten die Phönicier feste Niederlassungen. Es ist von denen, welche die griechische Kultur rein aus sich selbst ableiten möchten, lange bestritten worden, daß das „siebenthorige“ Theben eine phöniciſche Kolonie sei; seit aber Brandis den Nachweis geführt hat, daß selbst diese Binnenstadt von den Phöniciern gegründet wurde, muß man einräumen, daß diese ganze Hypothese gerade an ihrer schwächsten Stelle bedeutend an Festigkeit gewonnen hat. Die Periode phöniciſcher Herrschaft lag allerdings in einer Zeit vor der Entwicklung hellenischen Geistes, reicht aber dennoch wenigstens theilweise in diese hinein. Alles, was Homer als besonders prächtig und kunstreich schildern will, ist bei ihm das Werk sidonischer Männer, deren Metallarbeiten und Webereien er nicht müde wird zu preisen.



Daß wir also bei den engen Beziehungen zwischen Phönicien und Cypern und bei der geographischen Lage der Insel hier zahlreiche Spuren der Phöni-

cier finden würden, ließ sich von vornherein erwarten; selbst wenn man darauf verzichten müßte, die rein ägyptischen und assyrischen Kunstwerke mit phönici- schem Handel und phöniciſcher Industrie in Verbindung zu bringen, bleibt immer noch eine Menge von Erzeugnissen übrig, die den Stempel der Imitation an der Stirne tragen. Der deutsche Uebersetzer von Cesnolas Werk hat als Aegyptologe oft genug darauf hinweisen müssen, daß die betreffenden ägyptischen Charaktere nur das äußere Aussehen von Hieroglyphen haben, und Mr. King, der die Gemmen und Siegelringe für Cesnola bearbeitet hat, macht zu wiederholten Malen darauf aufmerksam, wie täuschend die Phönicier nicht nur den ägyptischen, sondern auch den assyrischen Stil imitirt haben. Je schlechter die Nachahmung, desto nothwendiger war es, das kaufende Publikum durch die ausländische Schrift zu täuschen, welche wirklich zu verstehen nur wenige im Stande waren; mit einem Worte: das kaufende Publikum wollte im Alterthum ebenso getäuscht sein wie wir heutzutage, wenn wir chinesische oder orientalische Kunstſachen kaufen, auf die Autorität einiger Schriftzüge hin, deren Stil uns im allgemeinen nicht ganz fremd ist, während wir vom Sinne auch nicht ein Wort verstehen. Auf phöniciſche Imitation führt uns auch die wunderbare, in ihrer Art ganz einzige Vermengung assyrischer und ägyptischer Stil-Elemente, wie sie uns z. B. auf Tafel 51, 56, 79, 80 u. entgegenſtarrt. Es gibt kaum irgend eine nationale Kunst, die so unerbittlich streng stilisirt hat wie die assyrische und ägyptische; beide waren so ausschließlich national, daß sie die Formensprache anderer Völker prinzipiell verschmähten. Eine Vermischung der Formen Assyriens und Aegyptens konnte daher nur auf dem zwischen beiden gelegenen neutralen Boden entstehen, wo der Mangel an Stilgefühl bei den Fabrikanten groß genug war, das Unmögliche möglich zu machen. Ueberhaupt entwickelte sich die phöniciſche Kunst, soweit wir jetzt die Sachlage übersehen können, unter den ungünstigsten Verhältnissen. Da Phönicien fast immer fremden Völkern gehorchte, so war die monumentale Kunst, soweit sie vom Staate anerkannt wurde, immer eine ausländische, und auch bei der Kleinkunst ließen sich die Fabrikanten oft genug durch die festen Formen der Assyrer, Aegypter und später der Griechen imponiren und produzirten in dem Geschmack, der gerade Mode war. Das ist der Grund, weshalb wir dort alle möglichen Stile friedlich neben einander finden.

Im Einzelnen bleibt in dieser Frage allerdings noch viel zu thun durch genauere Untersuchung des Landes, wie sie von den Franzosen, besonders durch Renan, begonnen worden ist. Aber selbst wenn durch Ausgrabungen auf phöniciſchem Boden keine Vasen geometrischen Stiles entdeckt werden sollten, so würde das nichts weiter beweisen, als daß nach den Gebräuchen des Landes derartige Vasen bei der Bestattungsfeierlichkeit keine Verwendung fanden. Auch

die unzweifelhaft griechischen Vasen sind in Etrurien, Unteritalien, Südrußland allenthalben zahlreicher gefunden worden als in Athen und Korinth, wo sie fabrizirt sind.

Wenden wir diese Resultate auf die oben geschilderten Vasen mit geometrischen Mustern an, die keine Ähnlichkeit mit ägyptischer, assyrischer und griechischer Kunst zeigen, so ergibt sich aus dem oben Ausgeführten, daß wir in ihnen Proben einer alten national-phöniciſchen Kunst erkennen dürfen, die gänzlich auf die Kreiſe des Privatlebens beſchränkt war. Die phöniciſchen Fabrikate hatten in ältester Zeit im Auslande ein bedeutendes Abſatzgebiet gefunden, und es war im Intereſſe der Fabrikanten, in demſelben Stile weiterarbeiten zu laſſen, denn je tiefer ein Volk ſteht in Bezug auf ſeinen Bildungszuſtand, deſto eigensinniger beſteht es auf den einmal bekannten Mustern. Daß die Phöniciſier aber nicht nur mit den Inſeln des Oſtens, ſondern auch mit den Stämmen Italiens in einem ſehr regen Handelsverkehr geſtanden haben, iſt eine anerkannte Thatsache, die faſt täglich durch Ausgrabungen an den älteſten Kulturſtätten Italiens neue Beſtätigung erhält. Noch kürzlich wurde z. B. unweit von Braeneſte eine koſtbare Schale gefunden von rein ägyptiſcher Ornamentik mit einer Inſchrift in phöniciſchen Charakteren, die alſo nur von phöniciſchen Kaufleuten nach Italien gebracht worden ſein kann. Auch Reſte von Strauſſeneiern, die man in etruſkiſchen Gräbern ebenſo wie in Mykenae gefunden hat, laſſen auf uralte Handelsbeziehungen zum Süden ſchließen, die wenigſtens für die älteſte Zeit ſicher durch die Phöniciſier vermittelt wurden. Die Handelsunternehmungen der Phöniciſier beſchränkten ſich übrigens keineswegs auf das Becken des Mittelmeeres; ihre Rauffahrer drangen durch die „Säulen des Herakles“ bis nach den Zinninſeln; ihre Händler kannten den Landweg mitten durch das Herz von Europa nach der Bernſteinküſte; dadurch verliert das Vorkommen des geometriſchen Stiles im Norden alles Befremdende. Von den Gegenſtänden, die wir heute im Kopenhagener Muſeum ſehen, braucht kein einziger in Phönicien fabrizirt zu ſein, und doch können ſie alle in phöniciſchem Stile gearbeitet ſein. Eine verzierte Bronzefcheibe oder Metallſpange, eine gemalte Scherbe, welche die Gefahren des weiten Transports glücklich überſtanden, reichte hin, um der Phantafie des nordiſchen Handwerkers nicht nur im allgemeinen die Richtung, ſondern auch ein Vorbild zu geben, das mit dem einfachſten Handwerkszeug ohne Schwierigkeit nachgeahmt werden konnte.

Faſſen wir zum Schluſſe unſer Urtheil über das vorliegende Buch kurz zuſammen, ſo gebührt Ceſnola das Lob, durch ſeine Energie und ſeinen Eifer der Wiſſenſchaft werthvolles Material überliefert zu haben, um deſſen wiſſenſchaftliche Verarbeitung beſonders Murray und Stern ſich große Verdienſte erworben haben, der Erſtere durch den feinen, umſichtigen Auffaß, in dem er
Grenzboten IV. 1879.

die cyprischen Thongefäße klassificirt, der Zweite durch seine ägyptologischen Anmerkungen, die den Text Cesnolas berichtigen oder erklären. Die Sternsche Uebersetzung ist lesbar und, soweit wir gesehen, auch treu. Die Ausstattung ist, wie Professor Ebers sagt, der das Ganze besür- und bevormortet hat, nicht nur würdig, sondern geradezu glänzend.

Leipzig.

B. Gardthausen.

Die Hauptströmungen in der bildenden Kunst der Gegenwart.

1.

Die Pariser Weltausstellung einerseits und die internationale Münchener Kunstausstellung andererseits haben eine so gewaltige Menge der ausserlesensten Kunstschöpfungen aus allen europäischen Kulturländern zusammengeführt, daß das Wagniß, auf Grund dieses umfangreichen Materials ein Bild von den Hauptströmungen, von den bewegenden Faktoren der modernen Kunstentwicklung in Europa zu entwerfen, nicht allzukühn erscheinen dürfte. Es ist mit Sicherheit anzunehmen, daß sowohl in Paris wie in München die Quintessenz dessen vereinigt war, was die bildenden Künste in den einzelnen Ländern während der letzten fünfzehn Jahre geleistet haben. Was wenigstens Frankreich, Belgien, Oesterreich und Italien anlangt, so kann der Schreiber dieser Zeilen nach seinen Studien an Ort und Stelle eine gewisse Garantie dafür übernehmen. Für Deutschland, welches in Paris numerisch nur schwach, in München numerisch desto stärker, aber qualitativ bei weitem nicht der wahren Sachlage entsprechend vertreten war, bieten die akademischen Kunstausstellungen in Berlin den nöthigen Stoff, um ein sicheres Urtheil über den gegenwärtigen Stand seiner Kunst zu gewinnen.

Dies Urtheil wird sich nun freilich etwas anders gestalten, als es der französische Akademiker Charles Blanc in seinem Buche über „Die schönen Künste auf der Weltausstellung von 1878“ gefällt hat. Der bekannte Kunstschriststeller, der sich in seinem Vaterlande einer wahrhaft beneidenswerthen Infallibilität erfreut, kann von dem Verdachte, auf dem Gebiete der Kunstkritik Revanche für Sedan nehmen zu wollen, nicht ganz freigesprochen werden. Er ist nicht unwissend genug, um nicht gewußt zu haben, daß der Saal voll